

Karl Eibl

Zur Funktion hermeneutischer Verfahren innerhalb der Forschungslogik einer empirisch-theoretischen Literaturwissenschaft¹

Die Methodologie der Philologie ...
kann nichts anderes sein, als die ...
Analyse der philologischen Operationen,
welche unsere besten Philologen
geübt haben.

Heymann Steintal²

Das Motto mag befremden. Wer die Verlautbarungen der Architekten einer neuen Literaturwissenschaft liest, gewinnt eher den Eindruck, die Bemühungen der „besten Philologen“ der Vergangenheit seien allenfalls ein müdes Lächeln wert. Sie waren ja ‚nur hermeneutisch‘, ‚vorwissenschaftlich‘.³ Nun muß man zugeben: Seit der Jahrhundertwende ist der Begriff ‚Hermeneutik‘ immer wieder als Schutzschild gegen die scheinbar bedrohlichen Übergriffe des naturwissenschaftlichen Denkens auf die Humanwissenschaften verwendet worden. Diese apologetische Funktion ist seiner theoretischen Präzision nicht eben gut bekommen. Obsoletes wie Bedenkenswertes halten sich gleichermaßen hinter ihm verborgen. Die Lächerlichkeit des Schildes sollte aber nicht zu dem voreiligen Schluß verführen, was so schlecht sich verteidige, könne ja nicht viel wert sein. Wenn selbst ein so scharfsinniger Literaturwissenschaftler wie Peter Szondi seit 1962 mehrmals drucken ließ, „seit Dilthey“ brauche der „prinzipielle Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht mehr erörtert zu werden“⁴, dann ist das ein Symptom. Die traditionelle Literaturwissenschaft wurde damals von ihren ‚linken‘ wie von ihren ‚analytischen‘ Kritikern sozusagen kalt erwischt, und in ihrer Not verteidigte sie sich mit oft unzulänglichen Mitteln.

Wie sieht es nun, am Ende der 70er Jahre aus? Man kann die inzwischen realisierten Ansätze, aus der Literaturwissenschaft eine ‚harte‘, den Postulaten der modernen Wissenschaftstheorie genügende Wissenschaft zu machen, etwas karikierend in drei Methoden aufteilen: (1.) Die Methode der unbefleckten Materialempfängnis. Carnap hatte das Quantifizieren als

eine Art Indiz einer entwickelten Wissenschaft aufgefaßt⁵, und da es in der Literatur vieles gibt, was man zählen (oder wenigstens aufzählen) kann, schien Exaktheit recht einfach zu erreichen. Statistik von Worthäufigkeit, Satzlänge und -komplexität, computerunterstützte Wortindizes sind verdienstvolle Unternehmungen, die aus dieser Einstellung entstanden. Aber das aufbereitete Material muß auch zum Sprechen gebracht werden, und das ist nur durch eine *Frage* möglich. Gelegentlich scheint dies vergessen zu werden.⁶ – (2.) Die Methode der Medusa, d. h. des synchronen Schnitts. Eine so entstandene Momentaufnahme kann als System aufgefaßt werden, aber diese Systematizität wird erkaufte durch den Verlust der Kategorie der Veränderung. Zwar kann man verschiedene synchrone Schnitte vergleichen, aber wenn man nach dem ‚Warum‘ der Veränderung fragt, löst man das System wieder auf. Die Verwandtschaft mit dem alten Epochenhistorismus ist offenkundig. Problematisch wird die Methode der Medusa, wo sie unbewußt angewendet wird: Bei der unreflektierten Einschränkung des Interesses auf Gegenwart. Dezipiert nichthermeneutisch prozedierende Humanwissenschaften wie die moderne Soziologie und Psychologie und nach ihrem Vorbild verfahrenende Ansätze in der Literaturwissenschaft können den großen Apparat der empirischen Forschung nur auf erreichbare Gegenwartspopulationen anwenden, das Weitere bleibt Extrapolation mit all ihren Risiken.⁷ (3.) Die Methode des Romulus: Der machte mit dem Pflug einen Kreis, nannte, was im Kreis lag, eine Stadt, und erschlug seinen Bruder, als der sich darüber lustig machte.⁸ Romulus hatte das *Modell* einer Stadt gemacht. Modelle aber sind keine Theorien. Sie sind heuristische Topiken, die auf Theorien hinführen können.⁹ Der milde Stumpsinn von ‚Sender-Kanal-Empfänger‘ ist zwar inzwischen anspruchsvolleren Zuckerbäckereien gewichen, aber gerade dies fördert die Gefahr, daß die Modelle, weil sie so schön kohärent und konsistent und vollständig sind, Selbstzweck werden. Nur eine Wissenschaft, die *materiale* Theorien entwickelt – Theorien, die neben Logizität und einem vagen Realitätsbezug auch empirischen Gehalt besitzen und damit dem Risiko des Scheiterns ausgesetzt sind – wird man als empirisch-theoretisch bezeichnen können.¹⁰

Den Versuchen, die Literaturwissenschaft ‚hart‘ zu machen, ist bisher kein wirklicher Durchbruch beschieden gewesen. Das hat wissenschaftspolitische wie auch sachliche Gründe. Der wichtigste wissenschaftspolitische Grund besteht darin, daß es ihnen nicht gelungen ist, überzeugende Paradigmata vorzulegen (Paradigma hier verstanden als vorbildhafte Problemlösung im Sinne von T. S. Kuhns ‚exemplar‘¹¹). Im Gegenteil, der gelegentlich allzu forsche Ton der Proklamation läßt den Ertrag womög-

lich noch kümmerlicher erscheinen, als er tatsächlich ist. Die Diskrepanz bewirkt, je länger je mehr, daß der im Alltagsgeschäft stehende Literaturwissenschaftler sich achselzuckend abwendet. Er ist theorienmüde geworden und baut lieber auf gediegene Sach- und Textkenntnisse und einen vom gesunden Menschenverstand angeleiteten Eklektizismus. Die ‚hermeneutischen‘ Paradigmata, Arbeiten von – um einmal Namen zu nennen – Rehm, Böckmann oder Beißner, von Schöne oder Sengle, auch die ebenfalls noch der Hermeneutik verpflichteten Untersuchungen aus dem ‚Konstanzer‘ Umkreis, sind als Fakten so kompakt, daß man mit Modellen und Versprechungen allein nicht dagegen ankommt. Das Gerücht von der notwendigen ‚galileischen Wende‘ in der Literaturwissenschaft findet immer weniger Glauben. Galilei hatte nur nebenbei methodologische Einsichten formuliert: Was wäre aus ihnen geworden, wenn er nicht *Ergebnisse* vorgelegt hätte (und zwar Ergebnisse nicht auf der Ebene der nun Gott sei Dank endlich empirisch-statistisch gesicherten Trivialitäten)?

Man sollte es vielleicht einmal anders versuchen. Es ist zu fragen, ob die Kritik an der hermeneutischen Literaturwissenschaft diese selbst oder nur ein falsches Selbstverständnis getroffen hat. Das ständig wiederholte Verdikt der ‚Vorwissenschaftlichkeit‘ suggeriert eine Alternative wie ante und post Christum. Die tabula-rasa-Mentalität, die sich aus einer solchen Vorstellung ergibt, scheidet a priori die Möglichkeit aus, daß man kritisch sichtigend an Traditionen anknüpft und das bereinigte Erbe der älteren Forschungsprogramme in die neu entworfenen einbringt. Es ist also zu fragen, ob die von der Vokabel ‚Hermeneutik‘ eher zugedeckten als bezeichneten Probleme so reformuliert werden können, daß sie im Rahmen einer empirisch-theoretischen Forschungsprogrammatisierung ein neues Gesicht erhalten und ‚aufgehoben‘ werden können.¹² Kommt man zu einer Beschreibung der „philologischen Operationen, welche unsere besten Philologen geübt haben“, mit Hilfe der modernen wissenschaftstheoretischen Konzepte, dann wird es möglich, kritisch an die Tradition anzuknüpfen. Es können hier freilich nur die drei wichtigsten im Zusammenhang mit dem Begriff ‚Hermeneutik‘ immer wieder genannten Problemkreise behandelt werden: Die Frage der ‚Zirkularität‘ der Wahrnehmung, die Frage spezifisch historischer Begriffs- und Hypothesenbildung und die Frage des ‚allgemeinmenschlichen‘ Substrats.

Das Problem der ‚Zirkularität‘ läßt sich am einfachsten erledigen, wenigstens soweit damit ein Spezificum der Humanwissenschaften bezeichnet sein soll. Spätestens seit Karl R. Poppers „Logik der Forschung“ (1934) mußte eigentlich klar sein, daß nicht nur in den Humanwissenschaften ‚das Ganze aus dem Einzelnen, das Einzelne aber aus dem Gan-

zen‘ erkannt wird, einfacher: daß wir allüberall die Welt aufgrund unserer *Erwartungen* vorstrukturieren. Poppers Leistung war es, darzustellen, daß dies prinzipiell auch in den Naturwissenschaften geschieht, und daß der Mythos von der ‚reinen‘ Beobachtung und der sich anschließenden stufenweisen Induktion hinfällig ist. Hier müßten die Humanwissenschaften gar nicht umdenken, sie könnten sich sogar bestätigt fühlen. Was die Philologie in der Auseinandersetzung mit Texten erfahren hat: daß diese in einem Prozeß von Vermutung und Widerlegung, von Antizipation und Korrektur erfaßt werden, gilt für jede Art der Wahrnehmung von Wirklichkeit.

Das Problem historischer Begriffs- und Hypothesenbildung ist schwieriger. Es sei zunächst an zwei Sätzen exemplifiziert:

- a) Kupfer leitet Elektrizität
- b) Ein dominierendes Thema der klassisch-romantischen Elegie ist die verlorene Einheit und ihre defiziente Wiederherstellung in der Poesie.

Zu a): Dieser Satz gilt immer und überall, auf dem Mond wie im Mittelalter. Die Begriffe, die er verwendet, sind klar definierbar. Es ist grundsätzlich prüfbar. Er läßt keine Ausnahmen zu.

Zu b): Dieser Satz gilt nur für eine bestimmte Zeit in einem bestimmten Kulturkreis. Die Begriffe sind vage. Man kann ihn zwar prüfen, aber er läßt Ausnahmen zu, noch dazu in einem nicht angegebenen Umfang.

Man kann den Satz b) vermutlich noch etwas ‚besser‘ machen, aber der grundsätzliche Unterschied bleibt bestehen. Was ist die Ursache für diesen Unterschied? Das wird deutlich, wenn man nicht von ‚Elegie‘ wie von einer für sich bestehenden Einheit spricht, sondern ‚Elegie‘ (oder Elegien) als Produkt menschlicher Handlungen sieht. Dann wird der Satz b) zu einer Formulierung von regelhaftem Verhalten einer bestimmten Personengruppe, in diesem Fall der mit Literatur befaßten Personen in Deutschland am Anfang des letzten Jahrhunderts. Diese Personengruppe ist an einer bestimmten Raum-Zeit-Stelle angesiedelt, und die Regeln ihres Verhaltens sind weniger streng als die Regeln, die in der Physik gelten: Es handelt sich um ein ‚Gesetz mit (unausgesprochenem) Gruppennamen‘¹³, vergleichbar Aussagen über die Mentalität von Eisenbahnschaffnern auf südbayerischen Lokalstrecken.

Es gibt aber auch in den Naturwissenschaften Sätze, die hinsichtlich ihrer raumzeitlichen begrenzten Gültigkeit und ihrer bloß statistischen Natur unserem Satz b) ähneln (vom Problem der Wahrscheinlichkeit in der Mikrophysik sei hier ganz abgesehen): c) Die Dinosaurier waren zum großen Teil Pflanzenfresser; d) Der Birkenspanner ist meistens weiß mit schwarzen Flecken; in den Industriegebieten nähert sich seine Grundfarbe

dem Grau. Solche Sätze sind nicht ‚schlechter‘ als der Satz a), sie sind nur Antworten auf andere Fragen.

Die ‚spatio-temporalen‘, ‚statistischen‘ Sätze der historischen Humanwissenschaften sind angesiedelt in einem Zwischenbereich zwischen Allgemeinaussagen vom Typ a) und Sätzen über Singuläres (‚Dieses Huhn gackert‘). Mit ihrer Hilfe lassen sich einerseits singuläre Fakten deduktiv erklären, andererseits sind sie selbst mittels allgemeinerer Aussagen erklärbar. Wenn wir z. B. die Entstehung des Bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert mit der Emanzipation des Bürgertums in dieser Zeit erklären, dann setzen wir, ohne es auszusprechen, die Annahme voraus, daß eine soziale Klasse, wenn sie die entsprechende politisch-ökonomische Bedeutung gewonnen hat, sich auch um die Hervorbringung einer ihr zugehörigen Literatur bemüht. Ohne die Voraussetzung dieses (nicht unproblematischen) Satzes wäre unsere Erklärung wenig plausibel.

Die historischen Humanwissenschaften operieren ständig mit solchen unausgesprochenen allgemeinen Annahmen, die zu komplex, oft zu trivial, oft aber auch zu undeutlich (‚vorwissenschaftlich‘) sind, als daß man es für sinnvoll hielte, sie explizit zu machen.¹⁴ Sie folgen hierin dem Alltagsbrauch (wer vergegenwärtigt sich schon alle relevanten Sätze, ehe er einen Nagel in die Wand schlägt), übrigens auch dem Alltagsbrauch der Naturwissenschaften, die gleichfalls oft aus Vereinfachungsgründen „elliptisch“ vorgehen. Daß ein solches Verfahren bedenklich ist, wenn es zum Programm erhoben wird, liegt auf der Hand. Bemühungen, das aus ‚innerer Erfahrung‘ gewonnene anthropologische, psychologische und soziologische Wissen und Pseudowissen zu disziplinieren, sind wahrhaftig sinnvoll, sollten allerdings nicht zu Denkverboten führen. Dürften Historiker nur jene soziologischen und psychologischen Annahmen anwenden, die als empirisch gesichert gelten (gesichert wohlverstanden nicht nur für eine Gegenwartspopulation, sondern auch für Dichter und Publikum des Nibelungenliedes), wäre schnell der Punkt der Bewegungsunfähigkeit erreicht. Hier bietet sich eher ein Verfahren wechselseitiger Kontrolle an, bei dem Gegenwartsbefunde am weit spärlicheren, kaum zu repräsentativer Datenproliferation provozierbaren historischen Material geprüft und differenziert werden.¹⁵ Dies freilich ist kein Konstitutionsproblem der historischen Humanwissenschaften; denn daß man Ergebnisse von Nachbarwissenschaften zur Kenntnis nimmt, wo sie relevant werden können, und nicht auf eigene Rechnung loswirtschaftet, sollte eigentlich selbstverständlich sein.

Die Konstitutionsprobleme der historischen Humanwissenschaften – und Wege zu ihrer Lösung – werden vielmehr deutlich, wenn man noch

einmal die oben angeführten Parallelbeispiele aus der Biologie heranzieht. Sie bieten vorläufig nur Analogien, und Analogien sind nur Wegweiser, oft genug Wegweiser in eine Sackgasse. Deshalb ist zu fragen, wo das tatsächlich Gemeinsame liegt. Es ist, so scheint mir, die Veränderlichkeit des Gegenstandes selbst, oder genauer: Das vom Forschungsinteresse angezielte Problem der Veränderung. Will man Veränderung einfangen, dann ergeben sich notwendig Schwierigkeiten der Begriffsbildung, die Begriffe werden etwas vage. Denn sie benennen gleichsam Dinge mit ausgefranstem Rändern. Begriffsbildung in den historischen Wissenschaften kann nicht in jenem Sinn erfolgen, den die wörtliche Übersetzung von ‚Definieren‘ meint, nämlich ‚die Grenze umreißen‘. Denn gerade an den Grenzen spielt sich ja die Veränderung ab. Wenn ich an der Stelle I einen Gegenstand mit den Elementen *abc* habe, an der Stelle II jedoch einen Gegenstand *abd*, dann sind das zwei verschiedene Gegenstände. Will ich aber beschreiben, daß der Gegenstand *abc* sich zum Gegenstand *abd* verändert hat, dann tue ich gut daran, beiden Gegenständen einen gemeinsamen Namen zu geben, der sich nur an *ab* orientiert, die Elemente *c* und *d* aber wie sich wandelnde Attribute einer gleichbleibenden Substanz zu behandeln. Das Wörtchen ‚wie‘ ist dabei natürlich wichtig, denn es ist möglich, daß beim nächsten Veränderungsschritt *xbd* herauskommt. Begriffsbildung in den historischen Humanwissenschaften kann nur nach dem (jeweiligen) harten, mehrere Veränderungen überdauernden (aber gleichwohl nicht immerwährenden) Kern suchen. Für unser Beispiel: ‚Elegie‘ bezeichnet in der Antike ein Gedicht in Distichen, und das gilt mit gewissen Einschränkungen bis etwa 1800; dann aber wird durch die Gattungsbezeichnung immer mehr auch ein bestimmter Gehalt festgelegt; und schließlich verliert die metrisch-strophische Form so sehr an Relevanz, daß sie in Rilkes Duineser Elegien oder Brechts Buckower Elegien nicht mehr aufzufinden ist. Trotzdem gibt es aber einen genetischen Zusammenhang, wenn man diese Veränderung Schritt für Schritt verfolgt.¹⁶

Man kann dies vergleichen mit jenen Rätseln, bei denen aus einem Wort in mehreren Schritten ein anderes gemacht wird, das mit dem ersten keinen Buchstaben mehr gemeinsam hat: Fund – Hund – Hand – Hans – Hass. Und in ähnlicher Weise läßt sich der Weg vom Urvogel Archaeopteryx, der noch Merkmale der Kriechtiere hatte, bis hin zum Pinguin verfolgen, der inzwischen das Fliegen wieder aufgegeben hat.

Damit sind wir wieder bei den heiklen biologischen Analogien. Sie sind heikel, weil sie als bloße Analogien tatsächlich in die Irre führen können. Sie sind aber auch heikel, weil im deutschen geisteswissenschaftlichen Milieu – bis hin zum linken Neoidealismus – das Verdikt des ‚Biologis-

mus' oder gar des ‚Darwinismus‘ mit einer Reihe sehr unfreundlicher Konnotationen recht locker sitzt. Der Verfasser spekuliert darauf, daß freimütige Geständnisse zur Milde bewegen können, und bekennt, daß er von einer fundamentalen Strukturidentität von biologischer Evolution und Geschichte überzeugt ist, und daß er die Anerkennung des Prinzips der Evolution für eine der beiden wichtigsten theoretischen Grundlagen der historischen Humanwissenschaften hält. Mehr und mehr hat es den Anschein, daß das Prinzip der Evolution nur sozusagen zufällig in der Biologie zuerst entdeckt wurde.¹⁷ Gerade in den letzten Jahren ist immer wieder gezeigt worden, daß dieses Prinzip viel umfassender ist und nahezu in jedem Bereich aufgefunden werden kann, in dem Veränderung sich vollzieht, – ob als Prinzip von Vermutung und Widerlegung, von Versuch und Irrtum oder als kybernetisches Prinzip mit Istwert und Sollwert, ob als Prinzip von Mutation und Selektion oder als technologisches Prinzip der Optimierung durch Fehlerausmerkung. All dies sind Anwendungsvarianten desselben Prinzips des Problemlösens.

„Von der Amöbe bis Einstein ist der Erkenntnisfortschritt immer derselbe: wir versuchen, unsere Probleme zu lösen und durch Auslese zu einigermaßen brauchbaren vorläufigen Lösungen zu kommen.“¹⁸ Das ist die Kurzfassung, die Popper diesem Prinzip gegeben hat. Aber selbst die Einschränkung auf Erkenntnisfortschritt (die sogleich die Frage aufwirft, was denn darunter zu verstehen sei) kann in unserem Zusammenhang fallengelassen werden; es genügt, von Evolution überhaupt im modernen, nicht-teleologischen Sinn zu sprechen. Die menschlichen Problemlösungsaktivitäten sind so vielfältig, daß man nicht nur institutionalisierte Wissenschaft darunter zu verstehen hat, sondern auch politische Institutionen, Werte und Normen, Wirtschaftssysteme – kurz: all jene Bereiche der Problemlösungsaktivität, welche nicht oder nicht nur genetisch festgelegt sind, sondern als Stätten ‚exosomatischer‘ Informationsgewinnung, -speicherung und Steuerung fungieren.

Auch ältere Geschichtsauffassungen können unter diesem Blickwinkel interpretiert werden. Die lapidare Behauptung: „Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein“, bekommt z. B. erst vom Prinzip der Evolution her einen präzisen Sinn. Die Crux dieser Behauptung liegt ja darin, daß man nicht so recht angeben kann, was das Wort ‚bestimmt‘ eigentlich bedeuten soll, d. h. welche Art von Wirkungsmechanismus sich dahinter verbirgt.¹⁹ Deutlich wird dieser Mechanismus, wenn man parallel dazu formuliert: ‚Die Umweltfarbe bestimmt das Tarnkleid (z. B. des Birkenspanners)‘ oder: ‚Das Wetter bestimmt die Kleidung‘. ‚Leben‘ steht, so ergibt sich, für die Problemsitua-

tion, ‚Bewußtsein‘ für den normativ-kognitiven Apparat der Problemlösung, ‚bestimmen‘ aber meint die ‚Anpassung‘ an die Problemsituation. Der einzelne Mensch *muß* nicht in einem naturgesetzlichen Sinn mit seiner Kleidung aufs Wetter, mit seinem ‚Bewußtsein‘ aufs ‚Leben‘ reagieren. Man kann das Wetter ignorieren, man kann es mittels Beschwörungsformeln ändern wollen. Man wird dann entweder aus den Mißerfolgen lernen oder zugrunde gehen, – wie ein falsch gefärbter Birkenspanner.

Popper hat gezeigt, daß der entscheidende Schritt zur humanen Evolution darin besteht, daß wir in hohem Maße in der Lage sind, mit nichtgenetisch codierten Informationen umzugehen²⁰: Daß zur Vererbung die sprachlich-symbolisch vermittelte Tradition tritt, zur zufälligen Mutation die planvolle kognitive Innovation, zur Selektion durch schlichtes Sterben oder den Untergang der Art kontrollierte Prüfungsprozeduren, Beobachtungen und argumentative Auseinandersetzung. Die damit gewonnene Möglichkeit, „daß an unserer Stelle unsere Hypothesen sterben“²¹, führt dazu, daß an die Stelle des biologischen Wandels der Art der – im weitesten Sinne – soziale Wandel tritt. Hier freilich herrscht weit größere Plastizität, Veränderung geschieht in weit schnellerem Tempo, und sie scheint seit etwa 300 Jahren überdies einer ständigen Acceleration zu unterliegen.

Von hier aus erweist sich als Gerüst von Geschichte die Evolution der ‚Hypothesen‘, oder, wie ich zu formulieren vorgeschlagen habe: die Geschichte der menschlichen Regelmäßigkeitsannahmen²², mittels derer Problemsituationen sowohl definiert wie auch gelöst werden. Mit diesem Begriff der Regelmäßigkeitsannahmen entgeht man den in unserem prinzipiellen Zusammenhang wenig fruchtbaren Fragen nach den Unterschieden von ‚Theorien‘, ‚Gesetzen‘, ‚Hypothesen‘, ‚Vorurteilen‘ usw.; man zielt einfach den niedrigsten gemeinsamen Nenner an. Allen menschlichen Deutungs-, Planungs-, Prognose- und Handlungsleistungen liegen Regelmäßigkeitsannahmen zugrunde, und zwar Regelmäßigkeitsannahmen jedweden Aggregatzustandes, vom primitivsten Aberglauben, den undeutlichsten, unausgesprochenen Erwartungen bis zur härtesten wissenschaftlichen Theorie. Der Wandel dieser Regelmäßigkeitsannahmen, ihre Evolution, bewirkt den Wandel im konkreten, beobachtbaren kulturellen Verhalten. Die Regelmäßigkeitsannahmen stellen in dem Milieu, in dem sie für wahr gehalten werden, auch Regelmäßigkeiten des Verhaltens her, und diese Regelmäßigkeiten des Verhaltens sind so wandelbar wie die ihnen zu Grunde liegenden Regelmäßigkeitsannahmen. Die Regelmäßigkeitsannahmen selbst wiederum, das ‚Bewußtsein‘, der Problemlösungsapparat, entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit Problemsituationen nach dem Prinzip von Vermutung und Widerlegung, Versuch und Irrtum.

Dies gilt auch für Poesie. Gewiß, sie wird selten zu konkreten Lösungsvorschlägen vordringen. Gleichwohl gehört sie zu den menschlichen Problemlösungsaktivitäten, da sie – nach den Regeln der jeweiligen Gattungsmatrix – Probleme deutet und formuliert. Die vieldiskutierten Fragen des Wirklichkeitsbezugs von Poesie, die man durch ‚Literatursoziologie‘ mit teilweise noch immer recht groben Instrumenten zu klären versucht, lassen sich in allgemeiner Form als Problemreferenz von Dichtung deuten. Die Vielfalt von Funktionen, die Poesie als Problemlösungsaktivität wahrzunehmen vermag, kann hier freilich nicht erörtert werden.

Wohl aber ist es möglich, vom Gesagten aus die immer wieder als für die Forschungslogik der historischen Humanwissenschaften fundamental angesehene Frage nach dem Verhältnis von „Erklären“ und „Verstehen“ auf relativ einfache Weise definitiv zu klären:

„Erklären“ ist die Verknüpfung von ‚Tatsachen‘ mittels *unserer* Regelmäßigkeitsannahmen.

„Verstehen“ ist die Rekonstruktion, wie ein *anderer* ‚Tatsachen‘ mittels *seiner* Regelmäßigkeitsannahmen verknüpft (hat), um ein Problem zu lösen.

„Verstehen“ ist also der *Form* nach ein „Erklären“, bei dem jedoch nicht die von mir selbst als gültig angesehenen Regelmäßigkeitsannahmen angewendet werden, sondern die von einem anderen als gültig angesehenen. Hierzu ein Beispiel: „Ich frage: ‚Warum ist Herr X im vergangenen Jahr nicht schwanger geworden?‘ Die Antwort lautet: ‚Weil er regelmäßig die Antibabypille seiner Frau genommen hat; und weil kein Mann, der regelmäßig die Pille nimmt, schwanger wird‘²³. Formal entspricht diese Erklärung zwar dem H-O-Schema, aber sie arbeitet mit einer untauglichen Regelmäßigkeitsannahme. Wenn ich jedoch beobachte, daß Herr X die Pille nimmt, und wenn er auf meine Frage hin diese Begründung gibt, dann ‚verstehe‘ ich sein merkwürdiges Verhalten. Ich kann sein Handeln mittels *seiner* Regelmäßigkeitsannahme auf das Problem beziehen, das er lösen will. Das Beispiel ist übrigens nicht ganz so irre, wie es scheinen möchte. Man bedenke nur, welche Folgen für das Handeln in der Geschichte Regelmäßigkeitsannahmen von der Qualität: ‚Wer bei der Wasserprobe nicht mehr als eineinhalb Ellen versinkt, ist eine Hexe oder ein Zauberer‘ oder: ‚Juden, Slawen, Schwarze etc. sind minderwertig‘, hatten.

Die Beispiele mögen zugleich verdeutlichen, daß ‚Verstehen‘ keineswegs, wie man zuweilen meint, ‚Billigen‘ impliziert. Im Gegenteil: Erst wenn die handlungsleitenden Regelmäßigkeitsannahmen und die Problemsituation bekannt sind, wird das fremde Handeln argumentativ kritisierbar. Und erst dann wird es erklärbar, in dem Sinne, daß wir allgemeine

Sätze der Soziologie oder Psychologie (mit den eingangs erwähnten Vorbehalten) anwenden können.

Doch nicht nur die formale Identität von ‚Erklären‘ (bzw. ‚Prognostizieren‘) und ‚Verstehen‘, und nicht nur die Möglichkeit, fremde Regelmäßigkeitsannahmen ihrerseits wiederum zu ‚erklären‘, macht die Methodologie der historischen Humanwissenschaften kompatibel mit dem H-O-Schema als einem wesentlichen Element nichthermeneutischer Wissenschaft. Die – neben dem Prinzip der Evolution – zweite der beiden wichtigsten theoretischen Grundlagen der historischen Humanwissenschaften besteht vielmehr darin, daß unsere Auffassung vom ‚Verstehen‘ selbst bereits die erklärende Anwendung eines allgemeinen ‚Gesetzes‘ ist: Wenn Menschen Probleme lösen wollen, verwenden sie dazu (zu ihrer Wahrnehmung, Erklärung und technischen Lösung) ihre jeweiligen Regelmäßigkeitsannahmen. Im Sinne des H-O-Schemas ist dies der allgemeine Satz, mittels dessen die jeweils singulären Problemsituationen und Regelmäßigkeitsannahmen von *uns* erklärend miteinander verknüpft werden.

Es wird nun vielleicht deutlich, welchen sachlichen Grund das eingangs erwähnte Wiedererstarken der hermeneutischen Paradigmata hat und in welcher Weise an sie angeknüpft werden kann: Die „besten Philologen“ haben seit jeher von den beiden genannten Grundlagen der historischen Humanwissenschaften aus operiert, wenngleich sie in ihren Selbstdeutungen anderen als den hier herangezogenen Vorbildern gefolgt sind. Und man wird nicht einmal sagen können, daß diese Vorbilder ‚falsch‘ waren. Das hermeneutische Selbstverständnis der historischen Humanwissenschaften hatte durchaus seinen historischen Sinn und war insofern keineswegs ein Irrweg. Denn der Siegeszug der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert war seinerseits mit einem Selbstverständnis verbunden – dem Selbstverständnis des Induktivismus, das erst Popper endgültig widerlegt hat – dessen blinde Übernahme nur Unheil (und etwas Faktenpositivismus) stiften konnte und noch heute zur Sterilität verurteilt. Es war in dieser Situation unerlässlich, darauf zu insistieren, daß die historischen Humanwissenschaften *unseresgleichen* zum Gegenstand haben: ‚Gegenstände‘, die ebenso wie wir ihre Probleme mittels ihrer Regelmäßigkeitsannahme zu lösen versuchen²⁴ (daß also Literaturwissenschaft eine Art „Metawissenschaft“ ist).²⁵

Daß untersuchender und untersuchter Problemlösungsapparat auf dieselbe Weise funktionieren, daß nämlich die Logik (nicht die inhaltlichen Prämissen!) des explanativ-prognostischen Vorgehens bei beiden dieselbe ist²⁶, macht Glanz und Elend der philologischen Hermeneutik aus. Ihr Glanz besteht darin, daß sie schon immer auf dem Wege des Gedankenex-

periments fremdes Problemlösungsverhalten logisch nachzuvollziehen und damit zu verstehen vermochte. Ihr Elend aber bestand darin, daß eigene und fremde Problemsituation, eigene und fremde Regelmäßigkeitsannahmen sich immer wieder vermischten. Selbst die „besten Philologen“ waren dagegen nicht gefeit. Denn im Ursprung war solche Mischung sogar Programm. Die alte Hermeneutik strebte ja danach, die Wahrheit der heiligen oder klassischen Texte zu ermitteln und sich anzueignen²⁷. Daß dies nicht mehr das Programm einer Philologie sein kann, die auch Comics zu ihren Gegenständen zählt, liegt auf der Hand.

Welches also ist die Funktion hermeneutischer Verfahren innerhalb einer Forschungslogik einer empirisch-theoretischen Literaturwissenschaft? Nicht um ein Verhältnis wechselseitiger Kontrolle oder wechselseitiger Ergänzung kann es sich dabei handeln²⁸. Denn es sind nicht zwei verschiedene Instanzen, die hier konkurrieren. Verschiedene Instanzen wären es nur, wenn die empirisch-theoretischen Aktivitäten auf einer behavioristischen Selbstbornierung beharren müßten, welche ignoriert, daß das Handeln ihrer ‚Gegenstände‘ durch Denkvorgänge angeleitet wird –, oder wenn die Hermeneutik weiterhin ihre Not als Tugend propagierte und darauf bestünde, ihre scheinbaren Aporien durch ‚Horizontverschmelzung‘²⁹ ins Positive zu wenden. Ein bereinigtes hermeneutisches Forschungsprogramm und ein empirisch-theoretisches Forschungsprogramm, das darauf aufbaut, daß wir unseresgleichen untersuchen, fallen ineins. Sie können anknüpfen an den Leistungen der „besten Philologen“, und sie können, angeleitet durch die richtigen Fragen, sich fruchtbar jener Prozeduren der Datenprovokation und -ordnung bedienen, die heute bereitstehen.

Anmerkungen

- 1 Die folgenden Ausführungen basieren z. T. auf Voraussetzungen, die in Karl Eibl, *Kritisch-rationale Literaturwissenschaft*, München 1976 (UTB 583) gründlicher erörtert wurden.
- 2 Heymann Steinthal, *Die Arten und Formen der Interpretation* (1878), abgedruckt in: *Seminar: Philosophische Hermeneutik*, hrsg. von H.-G. Gadamer und G. Boehm, Frankfurt 1976, S. 166–181, hier: S. 166 f.
- 3 Vgl. etwa G. Pasternack, *Theoriebildung in der Literaturwissenschaft*, München 1975.
- 4 Peter Szondi, *Zur Erkenntnisproblematik in der Literaturwissenschaft*, in: *Die Neue Rundschau* 73 (1962), S. 146–165; hier: S. 147. Teilabdruck bei Karl Otto Conrady, *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*, Reinbek

1966, S. 156. In Peter Szondi, *Hölderlin-Studien*, Frankfurt 1970, S. 11 (und im Abdruck in: *Methodenfragen der deutschen Literaturwissenschaft*, hrsg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand, Darmstadt 1973, S. 233) heißt es treffender: „... zwischen Naturwissenschaft, der des 19. Jahrhunderts, und Geisteswissenschaft...“

- 5 R. Carnap, *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaft*, München 1969, S. 110 ff.
- 6 Die populärste Arbeit dieser Art, Wilhelm Fucks, *Nach allen Regeln der Kunst*, Stuttgart 1968, zeigt vor allem Möglichkeiten der Verfasserbestimmung.
- 7 Die von Norbert Groeben, *Literaturpsychologie*, Stuttgart 1972, S. 183 ff. aufgeführten Erhebungsverfahren zur Werkkonkretisation z. B. haben den einen Nachteil, daß man das Publikum etwa der Goethezeit nicht mehr dazu veranlassen kann, sich an einem ‚cloze-procedure‘ zu beteiligen. Zur Ermittlung historischer Werkkonkretisationen muß man wiederum auf Verfahren zurückgreifen, die als ‚hermeneutisch‘ gelten.
- 8 Boshafte Kritiker kommen auf ihre Kosten, wenn sie nachlesen, wie Romulus es angestellt hat, dann doch zu Bürgern zu kommen.
- 9 Siegfried J. Schmidt, *Texttheorie*, München 1973, S. 16, etwa weist auf den Unterschied zwischen einer ‚heuristischen Texttheorie‘ und einer ‚expliziten Texttheorie‘ hin und beschränkt sich auf erstere.
- 10 Als ‚empirisch-theoretisch‘ wird hier eine Wissenschaft aufgefaßt, die nach der ‚hypothetisch-deduktiven‘ Methode verfährt. Kern dieser Methode ist das H-O (Hempel-Oppenheim)-Schema. Karl R. Popper, *Die Logik der Forschung*, Tübingen 1969 (erstmalig 1934), S. 31, formuliert: „Einen Vorgang ‚kausal‘ erklären heißt, einen Satz, der ihn beschreibt, aus *Gesetzen* und *Randbedingungen* deduktiv ableiten.“ Umgekehrt kann aus der Kenntnis von – in Basissätzen beschriebenen – Anfangsbedingungen und Gesetzesformulierungen eine Prognose abgeleitet werden.
- 11 Thomas S. Kuhn, *Second Thoughts on Paradigms*, in: F. Suppe (Hrsg.), *The Structure of Scientific Theories*, Urbana 1974, S. 459–482.
- 12 In diese Richtung hat insbesondere Hans Albert gearbeitet. Vgl. besonders *Traktat über kritische Vernunft*, Tübingen 1969 und *Konstruktion und Kritik*, Hamburg 1972.
- 13 Vgl. Eibl, a. a. O., S. 40 ff.
- 14 Die ‚klassische‘ Arbeit hierzu ist Carl G. Hempel, *Wissenschaftliche und historische Erklärungen*, in: H. Albert (Hrsg.) *Theorie und Realität*, Tübingen 1972, S. 237–261. – Eine Alberts Sammelband ergänzende Sammlung grundlegender Aufsätze zum Thema geben B. Giesen und M. Schmid (Hrsg.), *Theorie, Handeln und Geschichte*, Hamburg 1975.
- 15 Vgl. hierzu die theoretischen Überlegungen bei Friedrich H. Tenbruck, *Freundschaft*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16 (1964), S. 431.
- 16 Das bedeutet jedoch keineswegs, daß wir, wie unser Beispiel nahelegen könnte, nur mit ‚natürlichen‘ Begriffen operieren und auf neu definierte Termini ver-

zichten sollten. Wo ‚natürliche‘ Begriffe die tatsächliche Genealogie eher verfälschen – etwa beim mißverständlichen Begriff ‚episches Theater‘ – wären Neuprägungen sinnvoller.

- ¹⁷ Die in diesem Zusammenhang obligatorische Captatio benevolentiae durch den Hinweis auf Goethes morphologische Studien sei wenigstens in dieser Anmerkung angebracht.
- ¹⁸ Karl R. Popper, Objektive Erkenntnis, Hamburg 1973, S. 289. – Weitere Erörterungen des Prinzips der Evolution in einem nicht nur biologischen Sinne etwa bei Jacques Monod, Zufall und Notwendigkeit, München 1971; Ingo Rechenberg, Evolutionsstrategie, Stuttgart 1973; Manfred Eigen und Ruthild Winkler, Das Spiel, München 1975; Hans Reichenbach, Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie, Braunschweig 1968, S. 216 ff.; Thomas S. Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt 1973, S. 223 ff.
- ¹⁹ Gerade der Begriff ‚bestimmen‘ ist offenbar besonders geeignet, kausale, teleologische, funktionale und evolutive Zusammenhänge undifferenziert zusammenzufassen. Vgl. Reichenbach, a. a. O., S. 219.
- ²⁰ Erkenntnis, z. B. S. 137 ff.
- ²¹ Popper, Erkenntnis, S. 274.
- ²² Eibl, a. a. O., S. 33 ff.
- ²³ Vgl. Wolfgang Stegmüller, Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie, Berlin 1969 ff., Bd. IV, 2, S. 285.
- ²⁴ Wilhelm Diltheys klassische Formulierung, „daß der, welcher die Geschichte erforscht, derselbe (!) ist, der die Geschichte macht“ (Gesammelte Schriften, Stuttgart 1957 ff., Bd. VII, S. 278), enthält einen für die ganze hermeneutische Situation bezeichnenden Lapsus.
- ²⁵ Insoweit müßte es möglich sein, aus der Diskussion um eine Wissenschaftsgeschichte (vgl. etwa I. Lakatos und A. Musgrave, Hrsg., Kritik und Erkenntnisfortschritt, Braunschweig 1974) Nutzen für die Literaturgeschichtsschreibung zu ziehen.
- ²⁶ Man kann hier natürlich einwenden, daß auf diese Weise nur – wenn auch in weitem Sinne – ‚rationales‘ Verhalten untersucht werden kann. Aber anderes als in irgendeiner Weise regelhaftes Verhalten ist uns ohnedies nicht zugänglich. Ein Gegenstand, der keinerlei Regeln folgt, ist weder hermeneutisch noch empirisch-analytisch erfassbar. An die Grenze ‚verstehender‘ Rekonstruktion stößt man bei Geisteskranken –, aber hier muß man zur ärztlichen Diagnose übergehen, die hier die spezifischen Regelmäßigkeitsannahmen entwickelt hat.
- ²⁷ Insoweit beruht die Wirkung Hans Georg Gadammers auf einem Mißverständnis (und einem Selbstmißverständnis): Man kann es Gadamer schlechthin nicht verwehren, daß er, als Philosoph, Hermeneutik als Dialog mit den maßgebenden Vorbildern betreibt, so wenig man es übrigens einem ‚normalen‘ Lesepublikum verwehren kann, einen Text aus seinem ursprünglichen Problemzusammenhang herauszulösen und der eigenen Problemsituation zu adaptieren. Nur können wir ein solches ‚natürliches‘ Verhältnis zu unserem Gegenstand nicht in unsere Profession als Literaturwissenschaftler übernehmen. Man erlaube den

Vergleich: Das Verhältnis eines Liebenden zur weiblichen Anatomie ist ebenso legitim wie das eines Gynäkologen; es ist nur anders. Übrigens schließt das nicht aus, daß auch ein Gynäkologe sich verliebt oder – dies als Beitrag zum Thema Literaturdidaktik – einen (im Sinne des 18. Jahrhunderts) ‚blöden‘ Liebhaber über einige elementare Zusammenhänge unterrichtet, zum Nutzen der Liebe.

- ²⁸ Derlei hatte offenbar Jürgen Habermas im Sinn, wenn er meinte, daß die „dialektische Betrachtungsweise die verstehende Methode . . . mit den vergegenständlichenden Prozeduren kausalanalytischer Wissenschaft verbindet und beide in wechselseitig sich überbietender Kritik zu ihrem Rechte kommen läßt“ (in: Th. W. Adorno, H. Albert u. a., Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied ²1969, S. 165). Im selben Band hat schon Harald Pitor auf das Zweifelhafte dieses Anspruchs hingewiesen: Entweder sind die beiden Vorgehensweisen kompatibel, dann geht die eine in der anderen auf, ‚Dialektik‘ findet nicht statt; oder sie sind nicht kompatibel, dann ist auch nicht zu sehen, wie sie aneinander Kritik üben können.